

Geschlechterforschung

Lothar Böhnisch

# Männliche Sozialisation

Eine Einführung

2. Auflage

**BELTZ JUVENTA**

Leseprobe aus: Böhnisch, Männliche Sozialstation, ISBN 978-3-7799-2306-0

© 2013 Beltz Juventa Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2306-0>

# Einführung

## Männlichkeit und Mannsein in der Zweiten Moderne

Die Emanzipation der Frau – so der feministische Diskurs der 1980er und 1990er Jahre – verlange einen gleichsam komplementären Wandel des männlichen Bewusstseins und Verhaltens, der über eine bloße „Kultur des Entgegenkommens“ (van Stolk/Wouters 1987) hinausgehen sollte. Die erste Strecke der Emanzipation sind die Frauen gegangen, die zweite müssten nun die Männer gehen, so forderte dementsprechend der US-amerikanische Gender-Soziologe Michael Kimmel (2000). Er sprach dabei allerdings nicht von Emanzipation, sondern von „Transformation des Mannes“ und meinte damit, dass die Männer nun eine eigene Entwicklungsperspektive anstreben müssten, eine Perspektive der Befreiung von sich selbst bzw. der historischen Hypothek männlicher Dominanz, die in ihnen stecke. Sie müssten wieder zu sich selbst finden können.

In diese Richtung liefen auch die Männerdiskurse in Deutschland in den 1990er Jahren, auf diesen erhofften bzw. vermuteten Prozess der männlichen Transformation war auch die noch zaghafte Männerforschung ausgerichtet. Die Suche nach dem „neuen Mann“ beherrschte die Diskussion, gespeist durch Männerumfragen und empirisch mehr oder minder gehaltvolle Typologien. Man wähte die „Männer im Aufbruch“ (Volz/Zulehner 1999), fächerte das Bild biografisch different auf und verlor dabei den radikalen Wandel der ökonomisch-gesellschaftlichen Bedingungen, in die Männlichkeit und Weiblichkeit zum Ende des letzten Jahrhunderts gerieten, aus den Augen. Gleichzeitig zeigen eine Fülle von empirischen Ergebnissen und Erfahrungen zu männlicher Alltagsbefindlichkeit und Alltagsverhalten, die im Anregungsraum der Männerdiskurse entstanden sind, dass Jungen und Männer gar nicht so

euphorisch im Aufbruch sind, dass sie im Gegenteil eine Menge „eigener“ komplexer und in sich widersprüchlicher Bewältigungsprobleme haben, mit denen sie sich unter der Decke der offiziellen Geschlechternivellierung und angesichts des bleibenden feministischen Misstrauens auseinandersetzen müssen.

Der Entgrenzungssog des neuen Kapitalismus zu Beginn der Zweiten Moderne hat die Geschlechterfrage zu einem Zeitpunkt ergriffen, zu dem sie sozialstaatlich integriert und leidlich ausbalanciert schien. Nicht nur die „Gleichstellungsfrage“ ist angesichts des ökonomischen Drucks, die Vereinbarkeitsproblematik Familie und Beruf ins Private zu verschieben, ins Rutschen geraten. Deutlicher und anders als in den vorangegangenen geschlechterpolitischen Diskursen sind die ambivalenten bis prekären Lebenssituationen von Männern so ins gesellschaftliche Blickfeld gekommen, dass man durchaus von einer Freisetzung einer „Männerfrage“ sprechen kann. Das tradierte männliche Selbstverständnis ist nur zum Teil durch die Frauenbewegung angekratzt worden. Erschüttert wird es aber durch die sich in letzter Zeit häufenden Nachrichten von den ‚männlichen Verlierern‘ – Jungen in der Schule, Langzeitarbeitslose, Stressopfer, Verlassene –, die massiv auf die Erosion männlicher Dominanz hinweisen. Männlichkeit heute ist in gesellschaftliche Widersprüche und Ambivalenzen verstrickt, die immer noch von der (inzwischen aber bröckelnden) Fassade männlicher Macht- und Dominanzkonstellationen verdeckt sind. Diese Widersprüche müssen die Männer mit sich ausmachen.

Wenn mit Beginn des 21. Jahrhunderts von der Zweite Moderne die Rede ist, so wird vor allem auf die Entgrenzungen hingewiesen, die sie hervorbringt. Etablierte Strukturen der Ersten Moderne lösen sich auf oder vermischen sich mit neuen. Alte Grenzen verschwimmen, neue Grenzen tun sich auf. Bisherige lineare Konstruktionen im Lebenslauf brechen auf, werden hinterfragt und reflexiv rekonstruiert. Aus Entweder-oder werden Sowohl-als-auch-Strukturen. Vor allem ist mit der Entgrenzung der Erwerbsarbeit die lebensgeschichtlich bisher zentrale Verknüpfung von männlicher Identität und Arbeit und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Frage gestellt. Während das Sozialisationsregime im Verlauf der ersten Moderne durch die Spannung von Institution und perso-

ner Autonomie bestimmt war, ist das Sozialisationsregime der zweiten Moderne durch Entgrenzungen des Lebenslaufs und die Chance wie den Zwang zur Selbstorganisation charakterisiert. Dennoch sind die alten Strukturen nicht verschwunden. Verdeckungszusammenhänge entstehen genauso wie Ambivalenzen.

Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in ihrer sozialen Gestalt – gender – werden in den Sozialwissenschaften als zentrale Vermittlungskategorien zwischen Subjekt und Gesellschaft thematisiert. Da das Geschlecht, auch wenn es – gesellschaftlich gesehen – eine soziale Konstruktion darstellt, an die Leiblichkeit des Menschen gebunden ist, kann es gleichermaßen als personales Orientierungs- wie soziales Ordnungsprinzip wirken. Das entsprechende System der Zweigeschlechtlichkeit kommt sowohl dem personalen Streben nach Identität und Zugehörigkeit als auch dem strukturellen Erfordernis gesellschaftlicher Reproduktion und Ordnung entgegen. Geschlechtszugehörigkeit wird inkorporiert und findet sich gleichzeitig in der Geschlechtsspezifität der gesellschaftlichen Arbeitsteilung wieder. Geschlechtersozialisation kann in diesem Zusammenhang als Aneignung wie Reproduktion dieser Struktur verstanden werden (vgl. Meuser 2010 a).

Soweit eine Bilanz des Geschlechterdiskurses zu Ende der ersten Moderne. Inzwischen haben die Entgrenzungsdynamiken der Arbeitsgesellschaft und die geschlechtsemanzipatorischen Entwicklungen in Bildung und Konsum zu einer offensichtlichen Nivellierung der Geschlechter und einer Entgrenzung des traditionellen Geschlechterverhältnisses geführt. Ist damit auch die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die Sozialisierungstheorie in Frage gestellt? Auch der neoliberale Kapitalismus und seine Protagonisten bieten eine Ideologie an, nach der die ökonomisch-technologische Entwicklung sowie die Teilhabe an ihr jenseits von Ethnie, Klasse und Geschlecht gestaltbar seien. Sollte sich das Geschlecht dennoch bemerkbar machen, liege es an den Einzelnen, wie sie damit umgehen, geschlechtsspezifische Benachteiligungen als individuelle und persönliche Probleme bewältigen.

Diese ökonomisch induzierten Tendenzen zur Privatisierung der Geschlechterfrage und ihrer genderpolitischen Neutralisierung spielen heute latent zusammen. Aus dieser Per-

spektive stellt sich dann zwangsläufig auch die Frage, ob es überhaupt noch einen Sinn macht, subjektübergreifende Konstrukte wie das einer „weiblichen“ oder „männlichen Sozialisation“ zu entwickeln, wenn doch die Alltagsnivellierungen der Geschlechterdifferenz so hervorstechen. Das gilt auch für die Reichweite einer interaktionistischen Theoriebildung, die von ihren eigenen Postulaten eingeholt würde. Denn die Geschlechterfrage ist aus den Alltagswelten in die Struktur „abgewandert“ und hier für interaktionsorientierte Zugänge schwer erreichbar. Wir müssen vielmehr mit dem Konstrukt des – ökonomisch-gesellschaftlichen wie tiefenpsychischen – Verdeckungszusammenhangs arbeiten. Was auf der Alltagsebene als privates Bewältigungsproblem erscheint, entpuppt sich in der Strukturanalyse als doppeltes Verdeckungsproblem: Zum einen wirkt in der technologisch-ökonomischen Entwicklungslogik des digitalen Kapitalismus das männlich konnotierte Prinzip der Externalisierung (vgl. 1.4) – vielleicht sogar radikaler als zuvor – weiter, zum anderen muss der damit verbundene strukturelle Druck auf die private Sphäre bewältigt werden. Es handelt sich dabei um tiefenpsychisch verdeckte, nicht-thematisierte Zusammenhänge, die meist vom Alltagsbewusstsein und damit auch biografisch abgewehrt bzw. verdrängt werden (vgl. Leithäuser 1976) und eine entsprechende Eigenlogik aufweisen, die zu analysieren ist.

Vor diesem Hintergrund werde ich die zentralen Vermittlungsdimensionen männlicher Sozialisation herausarbeiten, die im lebenslangen Streben nach biografischer Handlungsfähigkeit „geschlechtstypische“ Magnetfelder ausbilden können, denen sich Jungen und Männer in unserer Kultur nicht entziehen können. Jungen und Männer werden weiterhin in männertypische Betroffenheiten gedrängt, obwohl sie in einer weitgehend geschlechternivellierten Alltagskultur aufwachsen. Die heutige Problematik dieses Aufwachsens besteht nun darin, wie sie in diesen ambivalenten Konstellationen handlungsfähig werden und bleiben können. Deshalb wird das Bewältigungsparadigma, das die Gesetzmäßigkeiten dieser Suche nach Handlungsfähigkeit aufzuschließen vermag, die zentrale Begrifflichkeit meines sozialisationstheoretischen Entwurfs bestimmen. Gleichzeitig soll dieser Entwurf so angelegt sein, dass die verschiedenen Dimensionen – Gesellschaft, Interakti-

on, Institution, Person – nicht nebeneinander stehen, sondern schon in ihren gegenseitigen Bezügen formuliert sind. Wenn ich z.B. die gesellschaftliche Dimension in dem Paradigma der ‚Entgrenzung von Männlichkeit‘ fasse, formuliere ich bereits in dieser Dimension implizite Hypothesen zur interaktiven Ebene (Tendenz zur Geschlechternivellierung) wie auch auf der psychodynamischen Ebene (Entgrenzung kann einen Sog von innen bewirken, der naturalistisch gefühlte und entsprechend legitimierte Maskulinität hervorbringt). In diesem Sinne werden auch Bezugsebenen nicht für sich und nebeneinander, sondern in sich argumentativ verschränkt dargestellt. In dieser Verschränkung bewegen sich auch die Begriffe Männlichkeit, Männerrolle, Maskulinität und Mann-Sein. Der Begriff der „Männlichkeit“ wird in Zusammenhängen gebraucht, die sich auf gesellschaftliche Konstruktionen und die entsprechenden Männerbilder beziehen. Der Begriff der Männerrolle wiederum verweist auf das interaktive und institutionenbezogene Rollenhandeln. Der Begriff der Maskulinität schließlich wird meist dann verwendet, wenn es um emotionale Manifestationen geht. Im subjektumgreifenden Begriff des Mann-Seins ist die lebensweltliche Bewältigungsperspektive eingefasst, in der sich Jungen und Männer in gesellschaftlichen Zonen der Männlichkeit bewegen und sich mit geschlechtsbezogenen Rollenerwartungen und gefühlten maskulinen Antrieben genauso auseinandersetzen, wie sie darin ihr eigenes ‚doing gender‘ zu regulieren und zu gestalten versuchen. Dabei wird deutlich, dass Ambivalenzen sichtbar werden, die den Geschlechterbezug der Sozialisation dynamisch halten. Diese Erkenntnis der Ambivalenz bewahrt uns davor, dass wir starren Sozialisationsmodellen und Geschlechter-Dualismen aufsitzen.

Die Frage, was aus dem Manne wird, kann also nicht in der Linearität der Entwicklungen der letzten Jahre beantwortet werden. Sie ist komplexer, als dies entsprechende Prognosen, die vom weiteren Abbau der Herrschaft des Mannes und dem entsprechenden Aufstieg der Frau, behaupten. Für die Männerforschung stellt sich in diesem Zusammenhang nicht nur die Frage, ob das bisher diskursleitende Paradigma „hegemonialer Männlichkeit“ (vgl. 1.3) relativiert werden muss, sondern vor allem das Problem, analytische und empirische Zu-

gänge zu *Bewältigungsalltag* von Männern zu finden. Zu sehr waren in der Vergangenheit die sozialwissenschaftlichen Jungen- und Männerstudien von diesem einseitigen Bild männlicher Dominanz („Hegemonialität“) geprägt, wurde die Vielfalt männlicher Ausdrucksformen in diesen Rahmen gepresst.

#### Männlichkeiten im Spagat

„Unterschiedliche Männlichkeiten können nun gelebt werden. Die traditionelle Männlichkeit hat ihre verbindliche Eindimensionalität verloren. Dies gilt nicht nur für sexuelle Präferenzen, sondern auch für Rollenmodelle wie Hausmann, teilzeitarbeitender Vater und andere. Doch sollte diese Entwicklung nicht überschätzt werden. Männlichkeit bleibt eine Gratwanderung zwischen der Hardware-Männlichkeit, wie sie offiziell noch immer gelebt wird, und einer Software-Männlichkeit, wie sie inzwischen in bestimmten Milieus gefordert ist. Aber die Erwartung, leistungstark, erfolgreich und kämpferisch zu sein, bleibt das Maß für Beruf und Karriere. Privat hingegen wird eine Männlichkeit verlangt, die kooperativ, empathisch, flexibel und irgendwie feminin ist. Das gilt vor allem für die Milieus der mittleren Schichten. Beides ist vor allem dann schwierig zu leben, wenn es simultan verlangt wird.“ (Hollstein 2012, S. 13)

Im Alltag erscheinen heute die Geschlechterrollen nivelliert, die Lebensstile von Männern und Frauen pluralisiert. Die Gleichstellung der Geschlechter wird offiziell in allen öffentlichen Betrieben angestrebt und die neuen Ökonomien und Informationstechnologien kennen keine Männer und Frauen mehr, nur noch abstrakte Zugänge und Erreichbarkeiten, die scheinbar für alle gleich geöffnet sind. Männlichkeit und Weiblichkeit sind *entgrenzt*, vielleicht nicht mehr grundlegend und ausschlaggebend für die Ordnung und Strukturierung von Beziehungen. Gleichzeitig erfahren wir aus vielfältigen Befunden der Sozialforschung, aus Erfahrungen der Sozialarbeit und in den Medien, dass es dessen ungeachtet Zonen geschlechtstypischer Zuordnung und Bewertung gibt, die nicht in dieses Bild passen wollen. Die Konkurrenzen auf dem Arbeitsmarkt und die Belastungen am Arbeitsplatz tragen verdeckt geschlechtstypische Züge. Die Rationalisierung und Flexibilisierung der Produktion hat dazu geführt, dass das Normalarbeitsverhältnis keine Selbstverständlichkeit mehr ist, sondern das sich inzwischen schon für große Teile der europäischen Er-

werbsbevölkerung aufgelöst hat. Dieses Normalarbeitsverhältnis – lebenslang gültiger Beruf, entsprechende tarifliche und soziale Absicherung, Vollzeitarbeit – macht aber den ökonomisch-gesellschaftlichen Kern der Definition von Männlichkeit in Industriegesellschaften aus. Der digitale Kapitalismus gefährdet nun dieses Männlichkeitsbild, treibt aber auf der anderen Seite in seinen Rationalisierungs- und Abstrahierungstendenzen das „männliche Prinzip“ der Externalisierung, des Nicht-innehalten-Könnens, weiter voran. Männlichkeit wird also gleichzeitig – durch die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses – zurückgewiesen und – im ökonomisch-technologischen Strukturprinzip der Rationalisierung – neu aufgefordert. Die Figur des entbetteten, flexiblen und verfügbaren Arbeiters ist zur scheinbar geschlechtsneutralen Leitfigur der neuen Ökonomie geworden. Ein entsprechend externalisierter Habitus wird heute von Männern *und* Frauen abgefordert. Dennoch aber trifft es die Männer in ihrer Fixierung auf die Arbeitsrolle am stärksten. Die Intensivierung der Arbeit und die im Lebenszuschnitt von Männern verankerte höhere Arbeitsverfügbarkeit wirken meist in der Richtung, dass sich in den Familien die herkömmliche Rollenaufteilung des Geschlechts wieder neu einstellt. Auch wenn Männer gerne ihre neuen sozialstaatlich gedeckten Ansprüche auf Teilhabe in der Familie und an der Erziehung (auf Elternzeit) für sich realisieren möchten, werden sie durch die intensivierte ökonomische Einbindung und Vernetzung daran gehindert. Frauen wiederum kommen vom Vereinbarkeitsproblem nicht los, die beruflichen Zugänge sind zwar offen, aber verlangen, so sie in Karrieren münden sollen, die ungewisse Zurückstellung des Kinderwunsches. Viele Männer indes können nicht mehr auf das Normalarbeitsverhältnis vertrauen, das bisher den zentralen Anker der Männerrolle und des männlichen Selbstverständnisses bildete. Nicht nur Männer, die arbeitslos sind, sondern auch viele, die inzwischen in prekären und unterbezahlten Beschäftigungsverhältnissen ihr Auskommen finden, werden so in ihrem Mannsein irritiert. Inzwischen wird schon von einer „Feminisierung“ der Erwerbsarbeit gesprochen. Damit ist nicht nur gemeint, dass der Anteil der Frauen an der Erwerbsarbeit im letzten Vierteljahrhundert in den westeuropäischen Industriestaaten überproportional zugenommen hat, sondern



auch, dass sich die Erwerbsarbeit zunehmend zum Feld beständiger Verunsicherung gewandelt hat, die Arbeitsverhältnisse sich informalisieren und die diskontinuierlichen und ungeschützten Vertragsbeziehungen zunehmen. Das bedeutet für die Männer, dass viele von ihnen in Arbeitsverhältnisse geraten, die für die rollenbezogene Begründung und Symbolisierung der männlichen Erwerbs- und Dominanzrolle nicht mehr geeignet sind. Solche Männer unterliegen am ehesten der Gefahr, auf der Suche nach der Kompensation einer fragilen Männerrolle auf naturalistische Konzepte von Maskulinität zurückzugreifen.

Bei all diesen Erosionstendenzen arbeitsgesellschaftlich gestützter Männlichkeit darf nicht übersehen werden, wie männlich-hegemoniale Formierungen im Globalen in ihrer Symbolkraft auf die Alltagswelt der Männer zurückwirken. Globalisierte Männlichkeitskulturen – zum Beispiel die maskulinen Erfolgskulturen in den transnationalen Konzernen, dem Profifußball oder dem Formel-1 Rennzirkus – haben inzwischen enorme Rückstrahlkraft auf den Männeralltag. Es ist längst an der Zeit zu untersuchen, wie sich die „männliche Dividende“ nicht nur bei denen wieder aktiviert, die in prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen nach aggressiven maskulinen Bewältigungsmustern greifen. Vor Jahren noch hatte man den Formel-1-Rennen das ökologisch zwangsläufige Ende prophezeit. Inzwischen hat sich die Anzahl der internationalen Rennstrecken vervielfacht und an den Wochenende strömen tausende von Männern zum Nürburg- und zu anderen Ringen, um ihre im Alltag verwehrte oder verpönte Maskulinität zeigen und demonstrieren zu können. Andere Ausstrahlungen sind vielleicht noch folgenreicher: Männerbünde, die im Alltag sozialer Beziehungen an Einfluss und Akzeptanz verloren haben, werden über die closed shops von Männern in den transnationalen Konzernen, die sich nicht sozial legitimieren müssen, wieder hoffähig. Solche Neuformierungen von Männlichkeit sind aber nicht einfach als Rollback-Phänomene zu verstehen, sondern müssen in einen weiteren Entwicklungsrahmen gestellt werden. Der Kapitalismus der Zweiten Moderne hat in den Industriegesellschaften einen Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft mit sich gebracht, in dem nun auch Männer als den Verhältnissen ausgelieferte sichtbar werden.

So scheint Männlichkeit heute von ihrer traditionellen Hypothek maskuliner Dominanz entlastet, denn Männer können sich auf die Sachlogik des technischen Vergesellschaftungsmodus berufen, der männliche Orientierungs- und Verhaltensprinzipien abfordert. Gleichzeitig wird Maskulinität – in verschiedensten Formen warenästhetisch modelliert – als Mithalte- und Erfüllungsmodul angeboten. Maskulinität kann nun ‚ohne schlechtes Gewissen‘ (das sonst interaktiv im Geschlechterverhältnis ausgelöst wird) *konsumiert* werden. Gleichzeitig rührt die warenästhetische Aufforderung die libidinöse, tiefendynamische Seite des Mannseins an, die in gewisser Weise auch durch die interaktiven Nivellierungsprozesse nicht nur verdeckt, sondern tabuisiert ist (in dem Sinn, dass ihre Thematisierung stillgestellt ist). Diese maskuline Tiefendynamik schafft sich nicht nur in spektakulärer männlicher Gewalt bei sozial benachteiligten Jungen und Männern Raum, sondern auch beim ‚Durchschnittsman‘, indem dieser – in warenästhetischer ‚Entlastung‘ – gleichzeitig nicht-maskuline und maskuline Module sozial verträglich kombinieren kann.

Es ist also nicht unbedingt der ‚neue Mann‘, sondern eher der pragmatische Mann, den eben die gewandelte Arbeitsgesellschaft dazu zwingt, sich kooperativ entgegenkommend und nicht mehr dominant zu verhalten. Solche Männer fühlen und handeln nicht unbedingt ‚als Männer‘, sondern orientieren sich an der ‚biographischen Passung‘ ihres Verhaltens. Männliche Verhaltensmuster werden dann zu *Mitteln* der biographischen Lebensbewältigung und sind nicht unbedingt – im subjektiven Empfinden – gewollte Repräsentationen von Männlichkeit. Darauf hat sich die Konsumapparatur eingestellt. In biographische Erfüllungssets eingepackte männliche Module werden angeboten und können entsprechend lebensstilgerecht arrangiert werden. Männliche und maskuline Module gehen dann in einem erfolgskulturellen Lebensstil auf, der auch Frauen – entsprechend modularisiert – offen steht und von daher als geschlechtsgemeinsamer und mithin prinzipiell kooperativer Erfolgsstil erscheint.

### Männlichkeit in intersektionaler Perspektive

Das Paradigma der Intersektionalität betont das Zusammenwirken verschiedener – vor allem geschlechtsbezogener, sozialer und ethnischer – Ungleichheiten (vgl. Lutz u. a. 2011) bei der Konstruktion sozialer Positionen von Individuen und damit auch von unterschiedlichen Männlichkeiten. Diese Perspektive wird auch in diesem Buch immer wieder deutlich werden, besonders wenn es um sozial benachteiligte und/oder Jungen und Männer mit Migrationshintergrund geht. Die Beantwortung der Frage, inwieweit dies die soziale Bedeutung des Geschlechts relativiert, bleibt der Analyse der jeweiligen empirischen Konstellation überlassen. Denn bei häuslicher Gewalt z. B. finden sich die männlichen Täter in allen sozialen Schichten. Deshalb darf nicht übersehen werden, dass das Geschlecht eine besondere Kategorie darstellt, indem es in der Tiefendynamik der Persönlichkeit genauso verankert ist wie in den unterschiedlichen sozialen Interaktionsgefügen und in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Gleichzeitig wird in der Diskussion zur Intersektionalität bislang viel darüber geredet, aber zu wenig darüber ausgesagt, wie die unterschiedlichen Faktoren zusammenwirken. Das von mir vertretene Konzept „Männlichkeit als Medium der Lebensbewältigung“ scheint mir hierfür einen Zugang zu ermöglichen. Denn hier geht es ja darum – wie bereits skizziert – aufzuschließen, wie und in welcher Form Männlichkeit in bestimmten sozialen wie interethnischen Konstellationen „freigesetzt“ wird.

Dass sich Menschen dennoch als Männer und Frauen *erleben*, ist allein aus kulturellen und interaktiven Deutungen und Zuschreibungen nicht erklärbar. Niklas Luhmann bemerkt in diesem Zusammenhang, das „nur die Unterscheidung Mann und Frau [...] kulturell variabel [ist], nicht auch die Eigenschaft, Mann bzw. Frau zu sein“ (Luhmann 2003, S. 22). Die vorsoziale Qualität des Menschseins ist in der Kategorie des Leibes gefasst, der über den Körper ins Soziale hineinreicht aber gegenüber dem Körper seine Eigendynamik der Empfindungen besitzt. So existieren auch das männliche und weibliche Leibempfinden in einer Eigendynamik, auch wenn sie in einer einheitsstrebenden Korrespondenz zum sozial gerichteten Körper stehen. In typischen Leib-Körper-Konflikten, wie sie in der psychopathologischen Forschung thematisiert werden, kommt dies besonders zum Ausdruck.

Vor diesem Hintergrund sind auch die meist impliziten Annahmen zur männlichen Sozialisation, wie sie sich in den letzten zehn Jahren festgesetzt haben, nicht so ohne weiteres halt-

bar. Viel war und ist von den „neuen Jungen“ die Rede, die geschlechtsegalitär bis geschlechtsindifferent agieren. Nicht zuletzt hoffte man, dass die neuen „weichen“ Männerkulturen, wie sie in Konsum und Medien vermittelt sind, ein geschlechterdemokratisches Aufwachsen begünstigen könnten. All diese Zuschreibungen standen und stehen im Banne einer Tendenz zur „Nivellierung der Geschlechter“, die zweifellos auf der interaktiven Ebene der Alltagswirklichkeit vorherrschend ist, ihren Charme allerdings verliert, wenn man in die ökonomisch-gesellschaftlichen und tiefenpsychischen Zonen der Verfügbarkeit, Abhängigkeit und der Bedürftigkeit des Mannes gerät. Eben diese Mehrschichtigkeit will dieses Buch zur „männlichen Sozialisation“ aufnehmen und sozialisationstheoretisch aufbereiten. Dabei wird sich die „Eigenperspektive“ des Männlichen gleichsam von selbst herauschälen, wenn es darum geht, aufzuzeigen, wie offen und verdeckt die Kräfte von den unterschiedlichen Ebenen her wirken und wie Jungen und Männer versuchen (müssen) in diesem Magnetfeld *handlungsfähig* zu werden und zu bleiben. Dazu gehört vor allem auch das Aufschließen alternativer Verhaltenspotenziale.

Es ist also das Anliegen dieser Einführung, die *Ambivalenz* des Aufwachsens und der biografischen Entwicklung von Jungen und Männern im Lebenslauf aufzuschließen und damit auch das Verstehen ihrer Befindlichkeiten und Betroffenheiten zu befördern. *Methodologisch* bin ich deshalb konsequenterweise einer Perspektive *kritischer Männerforschung* verpflichtet, die das Widersprüchliche und darin eben auch das Dialektische in der gesellschaftlichen Situation von Jungen und Männern aufzuspüren vermag: Die Gleichzeitigkeit von Bedürftigkeit und Gewalt, von Dominanz und Verfügbarkeit – alles Themen, die diese „Männliche Sozialisation“ durchziehen. Männlichkeit tritt vor diesem Hintergrund als *soziale Konstruktion* hervor, die von Jungen und Männern (aber auch von Frauen) alltäglich immer wieder hergestellt, reproduziert wird („doing gender“). Männlichkeit wird aber genauso in sozialen Konstellationen *freigesetzt*. Und darüber hinaus dürfen keinesfalls die nachhaltigen Wirkungen *kulturgenetischer Strukturen* und die strukturbildende Kraft der *Geschichte* übergangen werden. Damit unterscheidet sich die hier eingebundene sozialkonstruktive Perspektive deutlich von radikalkonstruktivistischen Modellen, die nur die interaktive Praxis gelten lassen und sowohl die Einbettung der Geschlechterordnung in die Sozialstruktur als auch die Dimension des Leibes als „gespürte Männlichkeit“, aber auch die tiefen-

psychischen, sich oft verselbstständigenden Bewältigungsdynamiken übergehen. Ich folge damit einem durchaus tradierten konstruktivistischen Verständnis in der Soziologie, für das „die Sozialwelt nicht nur von uns gemeinsam, sozial, gesellschaftlich oder wie auch immer konstruiert [wird], sondern sie ist Konstruktion“. Die Sozialwelt wird „als gegeben vorausgesetzt und sie ist dennoch ein Konstrukt. Indem soziale Akteure interagieren, wird eine Sozialwelt ebenso (ko)konstruiert, wie die Interaktion durch die Konstruktion der sozialen Welt bestimmt ist“ (Nicolaisen 1999, S. 102). Im Bewältigungsansatz schließlich wird dies auch zu den vor-sprachlichen, vorsozialen also ontogenetischen Tiefenschichten der menschlichen Persönlichkeit so in Beziehung gesetzt, dass deren Vorgegebenheit immer in Spannung zum Sozialen steht, in dem sie erst ihre Wirksamkeit erhält.